



Stadt
Mindelheim

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Reprint aus Anlass des 80. Geburtstages im April 2007
von akademischen Kunstmaler und Ehrenbürger der Stadt Mindelheim

ERWIN HOLZBAUR



FEST-
SCHRIFT

ZUR EINWEIHUNG DES NEUEN HOCHALTARS
IN DER PFARRKIRCHE ZU MINDELHEIM
DURCH S. EXZELLENZ DEN HOCHWÜRDIGSTEN HERRN
BISCHOF DR. JOSEPH FREUNDORFER VON AUGSBURG
AM SONNTAG, 14. JANUAR 1962

ARTHUR MAXIMILIAN MILLER

„Ich sehe den Himmel offen, und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen“

Seit der Renovierung 1958, die alles überflüssige und Kraftlose einer epigonenhaften Epoche entfernte und die Bauglieder auf ihre einfache Funktion zurück führte, ist die Größe und Weite des Innenraumes der Mindelheimer Pfarrkirche wieder voll erlebbar geworden.

Die Weißtünchung mit wenigen milden Tönungen und einer zurückhalten den Andeutung von Gold in den Pilasterkapitälern, hat dem Raum seinen Atem wiedergegeben. Nun spürte man wieder einen Hauch von metaphysischem Leben in ihm, ein gewisses Allgefühl, das seine Herkunft vom Barock und Klassizismus nicht mehr völlig verleugnete und die einfache „wortlose“ Aussage des Romanischen suchte. Mit dem Unterschied freilich, dass das Romanische in seinem dichten Schweigen das Wort besaß, während hier das Wort nur mehr erwartet wurde.

Das eben war es: der Raum suchte das Wort, sein Wort, das ihm Leben und Sinn verlieh und ihn zu sich selber brachte.

Und somit war die Aufgabe schon gestellt: dieser erwartungsvollen, von heimlicher Hoffnung belebten Leere ein schlagendes Herz zu verleihen. Dem Raume einen Quellpunkt, eine Mitte zu schaffen.

Aber wie sollte diese Mitte aussehen? Man hatte den umfangreichen Kastenbau des alten Hochaltars in Erinnerung, der den jetzt wiedererschienenen Raum durch seine glatte, anspruchsvolle Bedeutungslosigkeit dem Verödungstode ausgeliefert hatte. Mit seinem Verschwinden war der Chor an Dimensionen schon wesentlich gewachsen. Was blieb, war freilich nur diese erwartungsvolle Leere.

Was sollte an die Stelle des Verschwundenen treten? Wie war das Problem formal zu fassen? Sollte eine allgemein übliche Lösung gesucht werden, die weder den besonderen Ort und seine Geschichte, noch den gegebenen Zeitpunkt wahr nahm?

Hier trat Geistl.-Rat Stadtpfarrer Martin Schorer mit seiner Forderung, dass der Altar ein Stephansaltar zu bleiben und das Mysterium des ersten Blutzeugen Christi zu vergegenwärtigen habe und zwar unter besonderer Hervorhebung der göttlichen Trinität, also mit einer klaren, programmatischen Zielsetzung hervor. Sollte doch der Hochaltar mit dem die Orgel begleitenden Texte: *Benedicamus Patrem et Filium cum Sancto Spiritu, laudemus et superexaltemus eum in saecula* (Lasset uns preisen den Vater und den Sohn mit dem Heiligen Geiste, lasset ihn uns loben und hoch erheben in Ewigkeit) zusammenklingen. Das Thema war gegeben.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Aber dies verringerte die Schwierigkeiten nicht. Das zweifellos verdienstliche Stephanusbild des früheren Altares von Johann Kaspar aus Obergünzburg konnte eher ein Hindernis als eine Anregung sein. Es stellte in guter Komposition und trefflicher figürlicher Zeichnung eben nur die Episode des Martyriums, nicht seinen Seinsgehalt dar. Dieser Vorgänger musste vor allem Neubeginn vergessen werden.

Und sonst - die Stilfrage und alles, was mit ihr an Großem und Kleinem zusammenhängt - etwa die Farbigkeit, die Verwendung von Gold? Was nützte hier das bloße Nachsinnen? Ohne den Funken der Eingebung konnte nichts Überzeugendes entstehen.

Es ist eigenartig und höchst erstaunlich, dass sich die Eingebung, die ja von oben her geschickt wird, öfters nicht bloß eines einzigen Menschengestes bedient, dass sie gleichsam zur Verwirklichung der obschwebenden oder inneliegenden Idee einen ganzen Stab von Dienern beruft. Wir haben als grandioses Beispiel einer solchen Gemeinschaftsleistung, die am Ende etwas durchaus Ganzes und überzeugendes, etwas makellos Einheitliches zustande brachte, die Basilika von Ottobeuren. Vier Baumeister von Rang haben an ihr gestaltet, und immer, wenn einer von ihnen das innerlich geforderte Maß nicht erreichte, entließ ihn das Schicksal und berief einen neuen. Irgendwo aber war das verborgene Herz der Unternehmung. In Ottobeuren verkörperte es sich im Bauherrn, im Abte. In Mindelheim war das Herz des Altarunternehmens zweifellos Erwin Holzbaur. Nicht dass alles von vornherein und restlos aus seiner Schau hervorgegangen wäre. Ideen sind verborgen und entrückt, man muss mit vereinten Kräften lange um sie werben.

Ein öffentlich ausgeschriebener Wettbewerb zerschlug sich aus rätselhaften Gründen. Sollte überhaupt etwas zustande kommen, dann musste Erwin Holzbaur die Arbeit auf seine Schultern nehmen. Jahrelang dauerte das Tasten in die verschleierte Tiefe. In engster Zusammenarbeit mit Landeskonservator Walther Bertram vom Bayerischen Landesamt für Denkmalspflege in München wurde die Gestaltungsidee entwickelt, dass der Altar den sammelnden und die Raumleere erfüllenden Chorabschluss zu bilden habe, dass er diese Aufgabe am besten erfüllen könne, wenn man eine hochaufsteigende und breit ausladende Retabel, getrennt vom eigentlichen Opfertisch errichtete, so dass der Opferaltar ganz umschreitbar wäre, und dass man die Retabel als Tafelmalerei auf Goldgrund im Sinne der großen Altäre des Mittelalters gestaltete. Im Sinne - oder besser im Geiste nicht in Nachahmung alter Stile.

Damit war viel getan; das Äußere der Stilfrage war festgesetzt, und für die Werkplanung stand Dipl.-Ing. Architekt Josef Ruf mit seinem großen Können bereit, ganz abgesehen von anderen Künstlern und Kunsthandwerkern, die Mindelheim selber anzubieten hatte.

Der Rahmen war da, es fehlte nichts als das eigentliche Bild. Der Herd war aufgebaut, es fehlte nur die lodernde Flamme. Ohne sie waren die besten, das Geforderte in einzigartiger Richtigkeit treffenden Form- und Gestaltungsgedanken vergebens, Doch ohne Herd vermochte auch die Flamme nicht sich zu gesammelter Höhe zu erheben.

Es darf nicht vergessen werden, dass die leeren Wände und der gleichsam vergeblich schwingende Raum der Kirche es war, der diese Männer zum Werk gerufen hatte. Und das heißt: hinter der weißen Armut dieser Wände und Gewölbe wie hinter einem dichten Vorhang schlief eine verborgene Fülle, die auf ihre Erweckung wartete.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Man konnte an ihr vorübergehen und zu irgendeiner möglichen aber nicht notwendigen Lösung schreiten. Dann blieb die Kirche das, was sie bis heute gewesen war: etwas in sich Verschlossenes und Begrabenes, ein Wesen, das von sich selber ferngehalten war. Oder man drang bis auf den strahlenden Grund der Vision hindurch, indem man um das Wesen der Kirche rang. Mit dem Herzen rang! Denn diese Kirche hatte ja doch eine große und reiche Vergangenheit gehabt, von der schlanken, ehrwürdigen, gotischen Gestalt der Teck'schen Epoche durch den quellenden Jubel des Barock hindurch bis heute. Sie hatte einmal ein volles Leben gelebt - und irgendwie war es, in die Nüchternheit der letzten Baugestaltung versunken, noch in ihr. Als Raumgröße war es ihr verblieben.

Das übrige, das eigentlich Beseelende, lag tief unter dem Putz eines übertünchten Grabes. Zu ihm musste man vorstoßen, dies musste man erwecken. Und diese Aufgabe, das ist das Beglückende an dem ganzen Vorgang, wurde hier begriffen, in Angriff genommen und gelöst.

Es entstand der Altar der Mindelheimer Stephanskirche. Nicht der Stephanskirche von heute, sondern der Stephanskirche überhaupt, der Stephanskirche aller Zeiten. Denn in diesem mit modernen Mitteln und aus modernem Geiste gestalteten Werke lebt der Geist der ganzen großen und andächtigen Vergangenheit - es ist ein Werk mit Geist und Seele geworden, ein Werk der Anbetung.

Dass es aber dies geworden ist, verdankt es dem Umstand, dass einer mit seinem ganzen Herzen in die Aufgabe eintrat, ein Mann mit ebensoviel schöpferischer Kraft wie demütiger Hingabe, Erwin Holzbaur. Er hat die Fähigkeit besessen, Rat zu empfangen und Wesentlichstes diesem Rate zu verdanken, aber nicht in der Fülle der Ratschläge zu versinken. Fleisch und Blut, Licht und Farbe, Leib und Seele des Altares stammen schließlich von ihm.

Aber gerade weil sich in Erwin Holzbaur das Herz des Unternehmens verkörperte, konnte es ein echtes Gemeinschaftswerk werden, in das nun, nach gelungener Planung, alle die anderen Mitarbeiter eintraten. Dass es zum großen Teile, wie Erwin Holzbaur, Mindelheimer sind, Mindelheimer in dem Sinne, dass sie in unserer Stadt ihre Wirkensstätte haben wie Architekt Josef Ruf, dem neben der Werkplanung der Entwurf der Mensa verdankt wird, und Kirchenrestaurator Toni Mayer, der die ganzen Vergoldungsarbeiten an den Rahmen und Bildern und den Goldgrund mit seinen Gravierungen ausgeführt und die Holzschnitzerei des Retabelaufsatzes (Heiliger Geist umschwebt von Engeln) versilbert hat, und Schreinermeister Josef Bader, der den ganzen hölzernen Altarbau erstellte, oder dass sie von Geburt und Jugendentagen an als Kinder Mindelheims gelten, wie Bildhauer Otmar Paul (München), der Schöpfer der eben erwähnten krönenden Heilig-Geistgruppe, und Georg Bayer (z. Zt. in Nürnberg bei Professor Hans Wimmer), der neben den kostbaren Gelenken, die Haupt- und Seitentafeln verbinden, besonders das bronzene Altarkreuz geschaffen hat, sowie Steinmetzmeister Josef Holzmann, der die Marmormensa errichtete. Ihnen gesellte sich als einziger „Nicht-Mindelheimer“ Goldschmied und Bildhauer Max Olofs von München, dem wir den prachtvollen Silbertabernakel verdanken.

Welche Schwierigkeiten rein technischer Art zu meistern waren im Zusammenwirken so vieler Hände bei der Errichtung des riesigen Aufbaus (man denke nur an die aus vielen Einzelstücken bestehende Mitteltafel der Retabel!) vermag der Laie gar nicht zu ermessen.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Man soll, um den Altar auf sich wirken zu lassen, von der Westseite, von hinten her, in die Kirche eintreten. Unter dem Schatten des Emporenbaues, der das Auge abschirmt, und in bedeutender Entfernung ist das großformatige Werk am besten zu überschauen. Seine lapidare Thematik von Oben und Unten, von Himmel und Erde hebt sich da am klarsten ab und schließt sich zugleich am ruhigsten zusammen.

Man ist verwundert, das Werk ist zu stark, zu originell - und dann wiederum zu überoriginell, als dass man es sogleich als die Lösung begreifen könnte - aber es ist die Lösung.

Da steigt also die kühle Höhe des an Ausmaßen so mächtigen Chorraumes vor uns empor, der so lange auf seine Erweckung gewartet hat. Nun aber ist er erweckt. Er ist der alte, wortlose nicht mehr, in seiner Mitte, sich mit seiner Weite und Höhe messend, steht das Wort.

Was für ein Wort?

Die Kühle und das Schweigen von Wand und Gewölbe ist plötzlich in Gold und starke Farben ausgeblüht. Was man in dieser Kirche bisher vergebens suchte, und was ihre Nüchternheit, ja Hoffnungslosigkeit ausmachte, das ist nun da: ein Ereignis. - Nicht wahr, das ist es, was die alten Kirchen, die romanischen und die gotischen, auch die barocken so stark, so echt, so faszinierend machte, dieses Hervortreten, ja ich möchte sagen, dieses Losbrechen eines Ereignisses - : Die ganze Kirche war ein solches Ereignis, im wuchtigen und zugleich zarten Kräftepiel ihrer raumschaffenden Glieder, und dann war jedes Gewölbestück, jeder Altar, jede Kapelle, jedes in den Rahmen vertiefte Bild ein Ereignis. Kühne, klar ausgespannte Kraft, wie von einem unsichtbaren Bogen losgeschleudert, im Bewusstsein der Eingebung mit rücksichtsloser Beherztheit in die Sichtbarkeit hervor getrieben. Und nun strömen die Menschen da hinein, in dieses Ereignis: Deus homo factus est. Und das ist die Ode, und was noch schlimmer ist, die Fadigkeit des Nachahmertums, dass dieses Ereignis fehlt, dass hier Gott nicht Mensch geworden ist, dass alles das nicht wahr ist.

Wenn die erste Überraschung, bereits eine positive Überraschung, vorüber ist, dann spürt man es deutlicher und deutlicher, dass diese kahlen, asketischen Wände all ihr Blut in einem Punkt zusammengezogen haben, all ihren in der Tiefe ihrer Unterbewusstheit verborgenen Glanz, um ihn in diesen Altar hineinzuströmen.

Es ist, wie wenn in einer in kühles Schweigen versenkten Kirche plötzlich ein prächtiges Orgelwerk ertönt. Die beiden Nebenaltäre beginnen mit einem kurzen Vorspiel, auf zwei klaren, kostbaren Barockorgeln gespielt - dann bringt der Hochaltar die große Entfaltung. Hier spielt ein neues Werk, das alle alten Register in sein neues Gold und Silber umgeschmolzen hat. Tiefe Bässe von dunklem Braun und Grün, der starke Dreiklang von Blau, Rot und Gold und darüber schwebend eine silberne Celesta: Die Erde, die Himmelswelt und ihre kristallene Spitze: der Heilige Geist.

Es ist nicht zu beschreiben, welches Leben der Altar bei sich verwandelndem Lichte offenbart, ein ständiger Wechsel der Registrierung: vom Ernst der Dämmerung und noch umschließender Ruhe, die das Einzelne noch einbehält, mit dem Wachsen der Helle über das Aufblühen der Formen und Farben, in dem der wie schlafend ins Dunkel des Hintergrundes eingebettete Stephanus sich löst und hervortritt, bis zum Aufleben der Gotteswelt und dem fanfarenartig aufstrahlenden Goldgrund. Die Beleuchtung mag aber sein, wie sie will, immer zieht der Altar den Blick wie ein Magnet an sich.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Es scheint unmöglich, vor ihm dem Bann der Andacht zu entrinnen und mit dem Auge gedankenlos umherzuschweifen. Und geschähe es auch, gleich ist man wieder eingefangen. In seiner Kraft und Ruhe scheint diese Wirkung begründet zu sein. Sie strömt von der Höhe der Gotteswelt auf den Betrachter herab, und unablässig sieht er sich ihr gegenübergestellt, und zugleich dem, was sie vom Menschen fordert: dem Opfer seiner selbst. Unablässig ist hier der Mensch im Menschen vor den Thron Gottes gefordert.

Nun aber der Altar im Einzelnen!

Er besteht aus dem eigentlichen ganz umschreitbaren Opfertisch mit Tabernakel, dem Expositionsthronus und der großen gemalten Retabel, die mit ihrem Aufsatz bis ins Gewölbe hinaufsteigt.

Die Mensa, aus schwarzgrünem Serpentino, einem italienischen Marmor aus Sondrio gebildet, ruht auf zwei mächtigen Sockelfüßen aus gleichem Material und gleicht einer länglichen Schale oder einem Grabtrog von weich verschliffener Form. Der Entwurf stammt von Architekt Josef Ruf, errichtet hat ihn Steinmetzmeister Josef Holzmann, Mindelheim.

Darauf erhebt sich der Tabernakelschrein aus sehr hellem Silber in fast ovaler Form mit honiggoldenen Bernsteinleisten am oberen und unteren Rande und zwei Vordertüren, die sich in schönen, silbergehämmerten Gelenken bewegen. Die beiden Türen tragen als Schmuck zwei runde Bernsteinmedaillons mit den symbolischen Figuren von Ahre und Traube (Brot und Wein) und einer Umschrift von Worten aus der großen eucharistischen Rede Jesu in Kapharnaum: „Das Brot, welches ich geben werde ist mein Fleisch für das Leben der Welt“ und „Mein Fleisch ist die wahre Speise und mein Blut ist der wahre Trank.“ (Joh. 6/51 und 6, 55). Das Tabernakel, ein kostbar gearbeitetes, vornehmes Stück, steht auf vier Obereck angeordneten runden Füßen aus Bernstein, die in Silber gefasst sind. Entwurf und Ausführung stammen aus der wahrhaft meisterlichen Hand des Goldschmiedes und Bildhauers Max Olofs, München. Den Tabernakelschrein flankieren zu beiden Seiten die sechs bekannten silbernen Rokokoleuchter aus der alten Kirche. Darüber ragt der bisherige goldene Expositionsthronus hervor, der, auf einen vergoldeten Sockel mit eucharistischen Symbolen gestellt, nun dicht an die Retabel gerückt ist und mit den beiden Engelsschwingen seiner Bekrönung den unteren Bildrand überschneidet. Er wurde seinerzeit bei der Renovierung von 1933 neu beschafft und ist ein nobles und immer noch gültiges Werk des Münchner Goldschmiedes Max Kraus. Auf ihm, sich dunkel vom goldenen Hintergrund abhebend, steht das feierliche, bronzene Altarkreuz von Georg Bayer: Christus vom Kreuz herab als König herrschend. Es erinnert an jenes ehrwürdige romanische Bronzekreuz der Pfarrkirche aus der Zeit um 1200.

Die Retabel gliedert sich in eine große, rechteckige Mitteltafel und zwei schmale, säulenartige Flügel, die sich ihrerseits aus drei übereinander stehenden kleineren Bildtafeln aufbauen - eine Flächendisposition, die vom Landeskonservator Walther Bertram her stammt.

Die Bekrönung der Retabel bildet die Silbertaube des Heiligen Geistes, von zwei Engeln umschwebt, welche die Siegeszeichen des Heiligen, Palme, Krone und die Posaune des himmlischen Lobes tragen.

Die Mitteltafel stellt die Apotheose des Kirchenheiligen dar: die Steinigung des ersten Blutzeugen Christi, des Diakons Stephanus und die Antwort der Gotteswelt auf dieses Geschehen.



Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan



Saulus

Stephanus

Engel – Holz versilbert
Plastik von Otmar Paul, München

Engel – Malerei auf Goldgrund
von Erwin Holzbaur

Details von der Haupttafel

Stephanus, zur Anklage vor den Hohen Rat gestellt, hat seine große, die ganze Heilsgeschichte des Volkes Israel umfassende Rechtfertigungsrede gehalten, die in dem Augenblick, wo er sie in die Heilstat Christi einmünden lässt, von den wütenden Richtern unterbrochen wird. Denn mit flammender Herausforderung ist dieser Jüngling vor den Lehrern seines Volkes aufgetreten, im Feuer wie im Wortlaut seiner Rede den Geist Christi in sich tragend: „Der Allmächtige aber wohnt nicht in Stätten, von Menschenhand errichtet, wie der Prophet sagt: >Im Himmel ist mein Thron, die Erde mein Fußschemel. Was für ein Haus wollt ihr mir bauen, spricht der Herr, oder welches ist meine Ruhestätte? Hat nicht meine Hand dies alles geschaffen?<“ O ihr Halsstarrigen, unbeschnitten an Herz und Ohren! Immerfort widerstreitet ihr dem Heiligen Geiste - wie eure Väter, so auch ihr. Oder welche von den Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Ja, getötet haben sie diejenigen, die vom Kommen des Gerechten weissagten - und jetzt seid ihr seine Verräter und Mörder geworden, ihr, die das Gesetz durch Vermittlung von Engeln empfangen, aber nicht gehalten habt. (Apostelgeschichte 7, 48-53).

Der Text fährt fort:

„Als sie dies hörten, wurden sie bis ins Innerste ihres Herzens erregt und knirschten mit den Zähnen gegen ihn. Er aber, voll des Heiligen Geistes, schaute unverwandt gen Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen.

„Ich sehe den Himmel offen“ rief er, „und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen“.

Da brachen sie in tobendes Schreien aus, hielten sich die Ohren zu und stürzten sich in vereinter Wut auf ihn, um ihn zur Stadt hinaus zustoßen und zu steinigen. Die Zeugen legten ihre Kleider zu Füßen eines jungen Mannes nieder, der Saulus hieß.

So steinigten sie Stephanus; er aber betete: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Und auf die Knie sinkend, rief er mit lauter Stimme: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“

Dies ist der Vorwurf des großen Tafelgemäldes.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Er konnte nur so bewältigt werden, dass der Ablauf in Raum und Zeit seherhaft aufgehoben und das ganze sich abrollende Drama in eine bildhafte Gebärde zusammengefasst wurde. Dabei aber findet der Text vom Geistigen her die genaueste Interpretierung.

„Der Himmel ist mein Thron und die Erde mein Fußschemel.“

Die kleinere, untere Sphäre, vergleichsweise ein Drittel der Tafel, nimmt dieser irdische Fußschemel ein. Hier spielt sich das geschichtliche, irdisch sichtbare Geschehen ab: Die Steinigung des Stephanus. Aber sie ist nicht als Historie, nicht als so und so gewesene Erscheinung begriffen, sondern als bleibendes Sein. Die Erscheinung ist zum Symbol erhoben. Bewusst oder unbewusst tauchen die Form und Zahlensymbole der Bauhütten wieder auf: die Vier und die Drei.

Die Vier als Symbolfigur des Irdischen und Materiellen (das Viereck), die Drei als die des Göttlichen (das Dreieck, die Trinität). Unten, in der dunklen, schweren und doch voller verschluckter Farbigeit lagernden Erdenwelt waltet als Grundfigur die Vier. Die Mauer, die Zinnen, das Tor, selbst die Gestalt des Stephanus sind in die Form der Vier eingeschlossen.

Freilich ist es hier bei Stephanus eine geöffnete Vier. Ihr entspricht oben die ebenfalls geöffnete Vier der Gestalt Christi, deren Nimbus seit ältester Zeit die Vier in Gestalt des Kreuzes eingeschrieben hat. Die Drei aber offenbart sich in der Gestalt des Vaters.

So sind schon durch die Viererfigur Christus und Stephanus als irdische Wesen, als „Menschensöhne“ geeint.

Durch die Zinnen der Mauer im Hintergrunde, welche die „Stadt“ andeuten, festigt und lockert sich das Gevierte der Struktur zugleich. Zinnen sind irdische Formen der Strahlung, einer Strahlung nach oben. In die Lücken zwischen den Zinnen bricht Himmel ein. Das Irdische erleidet hier seine Breschen, nach oben hin kann es sich nicht verschließen und sichern. Auf die feste, unabdingliche Struktur der finstern Zinne folgt sogleich die Fülle des Goldgrundes - nicht als Dekoration, sondern als Ausdruck des Geistes, als Lichtstoff der Gotteswelt. Über den Zinnen des alten, des irdischen Jerusalem, erscheint zunächst das himmlische Jerusalem, mit seinen Quader- und Kuppelformen dem Goldgrund eingepägt. Es fügt da und dort zum Element des Gevierten den Halbkreis und damit das Rund, das Symbolzeichen der anfangslosen, endlosen Ewigkeit hinzu.

Dann verwandelt sich das Gold in den lebendigen Äther der Engelswelt. Denn in dieser Sphäre gibt es nichts Lebloses und nichts Gestaltloses. Hier ist alles reine, flutende Wesenheit.

Auf diesem Grund ihrer eigenen Lichtwelt erscheint die Majestas des Vaters und des Sohnes, gemäß den Worten des Stephanus: „Ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten des Vaters stehen.“

„Stehen“ heißt es im Texte. Christus, qui sedet ad dexteram patris, hat sich im Augenblick, da der erste seiner Söhne, sein Opfer nachahmend, das Leben hingibt, von seinem Sitze erhoben und stellt sich dem Sterbenden dar, und in diesem allen kommenden Heiligen, Bekennern und Märtyrern.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Darüber schwebt als Aufsatz der Heilige Geist. Er ist über den Rahmen der Tafel hinausgetreten (es gibt keinen Schrein, der die göttliche Dreieinigkeit umfassen könnte, ewig überströmt sie jede Beschränkung). Von der silbernen Taube, die das in sich aufleuchtende Selbstbewusstsein Gottes verbildlicht, gehen die Strahlenbündel der sieben Gnadengaben aus. Von den sie umgebenden Engeln trägt der linke die Siegespalme, der rechte die Krone des Lebens und die Tuba des himmlischen Ruhmes. „Er aber, voll des Heiligen Geistes, schaute unverwandt gen Himmel.“ - So verbindet sich der Gipfel des Altarwerkes mit seiner Wurzel, dem sterbenden Märtyrer.

Die Haupttafel begleiten die beiden Säulen, aus je drei Tafeln gebildet, die Männer, auf denen die Kirche sich gründet und aufbaut: Petrus und Paulus, die Apostelfürsten, und die vier lateinischen Kirchenväter: Ambrosius, Gregorius, Augustinus und Hieronymus.

Das ist der Gesamtaufbau.

Nun zu den Einzelheiten! Zuvörderst wiederum die Mitteltafel.

Auf Erden das Opferdrama des Stephanus, wie es Apostelgeschichte 7 erzählt.

Stephanus ist vor die Stadt geschleppt, deren Tor und grünschwärze Zinnenwand wie eine Kerkermauer wirkt. Das ist noch das alte Jerusalem, das verworfene, über das Jesus weinte, das einmal die Bundeslade und das Gotteszelt in sich beschloss und nun zum Kerker geworden ist. („Oder welchen von den Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Ja, getötet haben sie diejenigen, die vom Kommen des Gerichtes weissagten - und jetzt seid ihr seine Verräter und Mörder geworden. . .“). Die geistige (nicht die räumliche!) Mitte des Geschehens nimmt Stephanus ein, zum Zeichen, dass er von seiner Bedeutung nichts weiß und die eigentliche Mitte Gott freilässt.

Rechts und links um ihn sind seine Widersacher. Links (vom Betrachter) die geistigen Feinde: die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und deren Schüler, die Männer, die ihn verdammt haben. Sie stehen, dunkel, starr, unheimlich, mit Gesichtern, die zwar vom Glanz des Sterbenden an gelehrt sind, die ihn aber nur schwach und wie phosphoreszierend zurückgeben. Sie ähneln den Prophetengestalten des Alten Bundes, noch immer verkörpern sie das Judentum; aber sie haben seinen Sinn verloren. Es sind ihrer drei, eine Art im Dunkeln verharrende Gegentrinität. Der größte von ihnen, vielleicht der Hohepriester, trägt ein rotes Faltenband. Es sollte das Gewand der Liebe sein und ist zum Gewand des Blutes geworden.

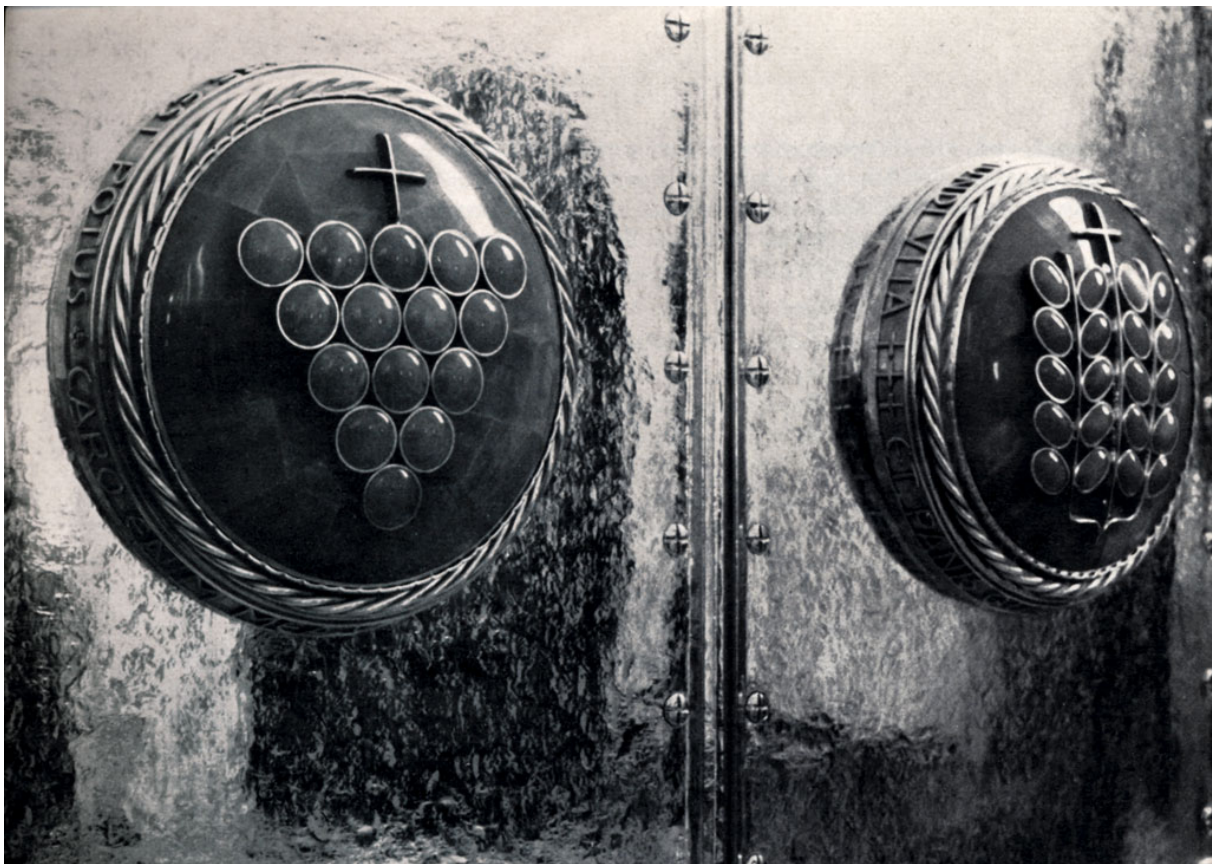
Vor ihnen sitzt Saulus, der junge Pharisäerschüler. Er ist dazu bestellt worden, die Kleider der Zeugen zu hüten. Aber er fühlt sich als mehr. Er will nicht nur Gewände, er will den Alten Bund selber hüten, das Gesetz, nach fanatischer, strenger, pharisäischer Art. Im Grunde ein edler Jüngling, der sich aber selbst noch nicht kennt.

Während die drei Lehrer im Schatten der Mauer stehen, wesenseins mit ihr, und die Blicke ihrer verschlossenen Seelen auf den Heiligen richten, gehört Saulus ganz dem Vordergrund an. Er befindet sich räumlich (und symbolisch) auf einer Ebene mit Stephanus. Sein Auge haftet gebannt auf dessen gottbegeistertem Antlitz. In das Rätsel dieses Sterbenden ist seine Seele eingewurzelt.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Das ist der Anfang der erdbebenartigen Erschütterung, die diesem glühenden Feind der Sache Christi in Bälde niederwerfen wird. Aber zunächst kann er der Verklärung des Gesteinigten nur mit gesteigertem Hass antworten, um sich vor der verzehrenden Liebe Christi und vor dem Umsturz seines Wahnes zu retten. Geheimnisvoll grün ist sein Gewand, erdfarben, von purpurnen Schatten durchsetzt - in diesem Gewande ist schon die Wandlung vom Hass zur Liebe im Gange.

Aber auch in der ganzen Gestalt. Die Hände sind nicht geballt und verkrampft, sie wirken beinahe gelöst. Etwas in diesem Menschen gibt sich dem Geiste Gottes hin. Die Linke bewegt sich unwillkürlich auf das Herz zu, abwehrend und empfindend zugleich, so als wollte etwas in ihm Unbewusstes schon an die Brust schlagen. Von unbeschreiblicher Eindringlichkeit aber ist der dunkle Blick, der den Sterbenden ganz in sich einsaugt, während er nicht weiß, soll er diesen Verzückten bewundern oder verabscheuen. Ein Seelendrama ist hier im Gange. Dieses Seelendrama wurde, wie wir wissen, vor Damaskus entschieden. Und nach Damaskus ersteht vor uns Paulus, der große Apostel.



Die Bernsteinschließen des Tabernakels in Silberfassung
Werkstätte Max Olofs, Goldschmiede und Bildhauer, München

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Neben Saulus, dem Unentschiedenen, dessen dunkles Haupt noch den finsternen Priestern des Hasses angehört, erscheint nun auf der linken unteren Säulentafel im Goldglanz der Erhöhung, thronend auf dem Stuhle der Gerechtigkeit, der Völkerapostel Paulus im Purpurgewande, das Schwert und die Briefrolle in der Hand, auf die ein zweites Evangelium verzeichnet steht. Mit dem Schwert hat er das Martyrium erwählt, dessen erstes Aufleuchten ihm in Stephanus vor Augen stand, mit der Briefrolle die Fortsetzung der langen, begeisterten Predigt des Diakons, in der dieser den alten Bund in den neuen überführen wollte, aber nicht konnte, da ihn seine Feinde zuvor ergriffen und wegrafften. In das Gesicht des Völkerapostels aber, das unverkennbar die Züge des Saulus trägt, ist die Ekstase des sterbenden Stephanus übergegangen. Nun zu diesem selbst!

Er kniet im weißen Diakonengewand, das seine innere Reinheit zum Ausdruck bringt, in der Gebärde des Oranten da. Sein Tod ist ein Gebet, betend geht er in die Gotteswelt hinüber. Sein Gesicht, seine Haltung sind die des Verzückten. Er sieht ja den Himmel offen und den Menschensohn, seinen geliebten Herrn und Bruder, zur Rechten des allmächtigen Gottes stehen. Hinter ihm erblickt man die Knechte, die die Steinigung vollführen. Einer hat den ersten Stein erhoben, einer trägt den zweiten herbei. Herkulische Gestalten, welche die rohe Kraft der physischen Tötung ausdrücken, im Übrigen dunkel und braun wie die Erde und ohne jede Lichtkraft.

In der Finsternis des Irdischen leuchtet Stephanus auf wie Schnee, und sein Haupt umstrahlt sich mit der goldenen Aura, gewoben aus demselben Gold wie das der Himmelswelt. Er ist ja im Geiste schon dort. Sein Auge ist dunkel, ein tiefer Brunnen des Lichtes, das in ihn von oben hineinflutet, sein Gesicht wirkt gegen den Glanz der Aura ebenfalls dunkel. Das ist sein Menschliches, aber er wird sich in Göttliches verwandeln.

Oben erscheint die Gotteswelt. Sie ruht. Sie ist ein Sein, ein ewig Bleibendes, in das aber, ewig, das Drama der Erlösung Jesu Christi eingeschrieben ist. Denn während der Vater unbeweglich thronet in seiner Majestät, das blaue Rund des

Weltalls in der Hand tragend, auf das der Sohn sein erlösendes Zeichen gesetzt hat, so dass es trotz aller Anstrengung des Bösen nicht mehr verloren gehen kann, hat Christus sich erhoben. In der Ruhe des Ewigen ist er der Herr der Zeit und des Schicksals geblieben. Mit seinen von den Kreuzeswunden gezeichneten Händen und Füßen und seiner Seite und mit seiner ganzen Gebärde stellt er das Drama von Tod und Auferstehung, das blutige und selige Drama der Erlösung dar. Das ist die in die Ewigkeit eingezogene Geschichte, das ins Sein hinein verwandelte Werden, die ins Bleibende erhobene Erlösung. Die Gebärde Christi ist ruhig und stürmisch zugleich, still und flammend, hingebend und siegreich, in ihr ist unsere Zeitlichkeit ewig geborgen. In ihr ist alle unsere Not, unser Schreien aus der Tiefe geborgen.

Sein Opfer und das Opfer des Menschen antworten einander. Christus zeigt in seiner Opfergebärde dem in sein Opfer Hineinsterbenden die Urgestalt des Opfers, seine Vollkommenheit, und Stephanus ahmt sie aus freier Begeisterung nach. Die Arme und Hände, die Angesichter entsprechen einander wie Wort und Gegenwort. Dieser ist ja sein erster Blutzeuge, sein erstes Kind. Er empfängt ihn gleichsam in seinen Armen.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

Wie zwischen Saulus und Stephanus eine unverrückbare und unlösliche, waagrecht gerichtete Beziehung besteht, so besteht zwischen Stephanus und Christus eine steilrecht nach oben gehende; und in diesem scharfen Winkel wird Saulus durch Stephanus hindurch zu Christus empor gerissen, und Christus leuchtet schon in ihn hinein. Er weiß es nicht, aber seine Tiefe weiß es. Er wird noch mit wahnsinnigem Widerstand, mit Hass und Verfolgung antworten; aber dieser Widerstand ist bereits die höchste Steigerung des Ringens zu Christus hin. Und noch mehr: In diesem Saulus ist schließlich und endlich auch der widerstrebende und erstarrende alte Bund an Stephanus und Christus gefesselt. An Stephanus, wie der Mörder an den Gemordeten gefesselt ist. An Christus, wie der Schuldige an die Gnade gefesselt ist.

Den Saum des Thrones umgeben, wieder den Kreisbogen der Ewigkeitswelt beschreibend, die vielaugigen Cherubime mit den roten Flügeln der Liebe und die Seraphime im leuchtenden Blau der Hingebung.

Die Kirche gründet sich auf die Gräber der Heiligen und hat auf ihnen ihre Altäre erbaut, auf dem Grab des Stephanus, dem Grab des Andreas und schließlich dann des Petrus und Paulus. Und so geht das Zeugnis dieses Erstlings über in das Zeugnis der beiden Apostelfürsten, die ihn hier flankieren. Stephanus sah den Himmel offen: neben ihm thront hier auf dem Altare Petrus, dem die Schlüssel zur Öffnung der Himmelspforte verliehen werden. Darüber steigt dann in den Vätern die Doppelsäule der Kirche empor, in Augustinus und Hieronymus die über Petrus, in Ambrosius und Gregorius, die über Paulus stehen. Es ist wie ein Kreuz, wie eine sich teilende Weihrauchsäule, die sich in Goldglanz verwandelt hat, die hüben von Saulus, drüben von Stephanus aufsteigt, die Hinfälliges und Dunkles umwendet in Bleibendes und Strahlendes. Denn so wie Saulus einmal ein Verfolger, so ist Petrus einmal ein Verleugner gewesen. Dieser Umsturz der menschlichen Persönlichkeit dieses empor gerissen sein aus der eigenen Nichtigkeit, ist der große Gnadenakt, der Einbruch Gottes in die Menschheit, von dem der Jüngling Stephanus erstes, leuchtendes Zeugnis ablegt.

Was aber ist das Neue an diesem Altarwerk?

Es stellt keine Szene mehr hin, sondern es offenbart einen Sinn. Es ist ein symbolisches Werk und stellt als solches die Wiederkehr jener Sinndeutenden, vielschichtigen, ins Tiefe gesehen, jener hieroglyphischen Gestaltung dar, wie sie die alte Welt besessen hat.

Keine seiner Figuren hat einen bloß vordergründigen, bloß aktuellen Sinn. Jede von ihnen steht für eine ganze Welt und für den Urgrund, aus dem diese Welt entsprungen ist und fortwährend entspringt. Saulus und Stephanus sind die beiden Zwillinge, die uns immer aufs neue begegnen: der irdische, der dunkle, der verloren ginge, wenn der himmlische nicht wäre und ihn mit sich ins Licht emporzöge - der himmlische, glänzende, dessen Ruf verhallen würde (da er zu früh hinweggerafft wird), wenn er nicht schon in dem dunklen Wurzel gefasst hätte und in diesem sich forzeuge, hinein in den finsternen Acker der Erde.

Die Männer der Priesterschaft sind der Alte Bund selber, der noch die hohe Gebärde seines Prophetentums besitzt, seiner Herkunft von Abraham und Moses sich rühmend, aber seine Stunde nicht begreift. Darüber hinaus alles Alte, das die neue Offenbarung nicht versteht, ja die ganze, von Gott abgetrennte und eben darum alte Menschheit.

Hochaltar der Stadtpfarrkirche St. Stephan

In den steinigenden Knechten sind die tödlichen Mächte des verlorenen Kosmos, in den Steinen selber die Verstarrung und Versteinerung der Welt dargestellt.

Stephanus aber ist der neue Lichtsame, der den Strahl von oben empfängt und keimen kann. Um Jesu willen und jenes Ersten, der sein Leben für den Sohn Gottes hingab, ist die Menschheit schon gerettet, weil sie in ihm das Opfer Christi angenommen und beantwortet hat, und deshalb kann über dem dunklen, verlorenen, alten Jerusalem das neue, ewige erscheinen.

„Es kommt die Stunde, und sie ist schon da.“

Und so ist alles hier geschehen und bleibend, bleibend das Opfer des Unschuldigen, bleibend die Rettung der Schuldigen, deren Verwandlungsprozess in sie gelegt ist, nicht nur in Paulus, auch in die anderen Juden, die noch im Hintergrunde und im Todesschatten stehen, (Paulus hat ihre endliche Rückkehr in die Welt des Bleibens verkündet), bleibend Jerusalem, die heilige und auserwählte Stadt, bleibend die Welt des Bleibens, die Gotteswelt. Bleibend der Opfertisch, auf dem Christus sich opfert, Opferpriester und Opfergabe zugleich. Bleibend der Schrein, der die Speise zum ewigen Leben umschließt und bereithält. „Bleiben“, eines der bedeutsamsten und eindringlichsten Worte Christi, das seine Abschiedsreden durchzieht, dieses große und in einer auf Vernichtung gestellten Welt wie der unsrigen so gewaltige und tröstliche Wort, tönt aus diesem Altare und von ihm in unsere Seelen hinein.

Die Pfarrkirche in Mindelheim ist wieder das geworden, was sie sein kann und sein soll. Für eine wesenhafte Kirche der Vergangenheit einen Altar zu schaffen oder für eine ganz neue, ist nicht so schwer. Die Kirche selbst gibt dem Schaffenden das in die Hand, was er braucht. Die Kirche erweckt den Altar. Hier aber musste der Altar die Kirche erwecken. Dank denen, die das schwere und offensichtlich von oben begnadete Werk so ernsthaft in Angriff genommen und so glücklich vollbracht haben!

Reprint der Original-Festschrift von 1962 und Anpassung an die heutige Rechtschreibung:
Hans-Peter Schneider, Stadt Mindelheim, April 2007

„Christus herrscht vom Kreuz herab“

Detail des Altarkreuzes aus Bronze
von Bildhauer Georg Bayer, Mindelheim

